ÜBER DIE MEHRSPRACHIGKEIT

Ansprache bei der Verleihung der Max Lippmann-Walter Meckauer-Gedenkmedaille in Wangen im Allgäu am 28. September 1975

Meine Damen und Herren,

wenn ich mich heute mit Ihnen über das Problem der Zwei-Sprachigen ausspreche, so möchte ich auch von personellen Erfahrungen ausgehen, da ich so hoffen darf, Ihnen ein wahrhaftes Bild der Probleme zu geben.

Es gibt verschiedene Umstände, die zur Zweisprachigkeit führen. Ich bin in einer einsprachigen Umwelt aufgewachsen. Eine Ausnahme war die Sprache, die ich von meinem Vater lernte über das Verhalten vor schweren Entscheidungen, über das Ausharren in Gefahren, und daß weder Erfolg noch Geld das Maß aller Dinge sind. All das lernte ich von ihm in Lateinisch, wobei neben die klassische Sprache gleichberechtigt das Latein des Mittelalters trat. So möchte ich mit einer mittelalterlichen Geschichte beginnen von einem Manne, der zweisprachig werden wollte.

Ein Gaukler war, fromm geworden, ins Kloster gegangen. Dort hörte er die Mönche die schönen lateinischen Gebete singen und sagen. Auch er wollte sein Scherflein bringen. So nahm er seine Bälle und spielte zu Ehren der Gottheit. Wie in ähnlichen Geschichten in anderen Religionen führt das Tun des einfachen Mannes zur Erlösung. Diese Geschichte hat einen quasi-humoristischen Schluß. Der Gaukler bat die Jungfrau Maria um das Geschenk der lateinischen Sprache. Sie gab es ihm; aber, fügt der Erzähler hinzu, sie schenkte ihm nicht die Grammatik. Die Grammatik braucht man in der Muttersprache wenig. Sie ist das Problem der Zweit-Sprache, nicht das einzige.

Diese Zweit-Sprache, das Lateinische, war es, die die Franzosen, die Deutschen und andere Völker verband und ihnen half, die Kultur des Abendlandes aufzubauen, mit ihrer Sehnsucht nach Rom und auch nach Jerusalem, eine Kultur, von deren Werten wir noch heute zehren. Auch wir spüren das in Israel, wo wir an der Front gegen Mächte stehen, die mit der Kultur des Abendlandes nicht verknüpft sind.

Das Lateinische ist heute meist durch die zwei Sprachen der modernen Zivilisation abgelöst, das Amerikanische des technischen Kapitalismus und das Russische des Marxismus. Sie werden heute von Dutzenden oder Hunderten von Millionen verstanden; sie helfen ihnen z. B. zu verstehen, was fremde Politiker sagen, wenn auch natürlich nicht, was sie meinen. Man lernt Englisch oft ohne Shakespeare, Russisch ohne Dostojewskij, und doch öffnet das Verstehen der Worte Möglichkeiten.

Die Berührung der Völker während der Jahrhunderte hat an den Grenzen oft zur Zweisprachigkeit geführt, auch zur Anpassung der Dialekte. Es genügt, wenn ich auf das schlesische Lusche, statt Pfütze, hinweise, mit einem Laut, den es im Deutschen gar nicht gibt, der sich auch im Schreiben kaum klar wiedergeben läßt.

Breslau war einsprachig. So lernte ich die Zweisprachigkeit nicht als Sprecher kennen, nur als Beobachter. Ich erinnere mich, wie ich erstaunt war, in einem Büchlein über die letzten Reichstags-Wahlen vor dem Ersten Weltkrieg, d. h. 1912 in Westfalen überall polnische Stimmen zu finden. Sie waren politisch unwirksam, sie waren aber ein Bekenntnis von Auswanderern zu ihrer oberschlesischen Heimat. Neun Jahre später kam die Überraschung.

Nach dem Kriege wollten die Alliierten Oberschlesien zunächst an Polen geben. Dann aber beschlossen sie eine Volksabstimmung und gaben den Auswanderern das Recht, am Geburtsort zu stimmen. Auswanderer kamen und stimmten für — — Deutschland. Hunderttausende blieben schließlich bei Deutschland, für die Deutsch die Sprache des Brotes war, Polnisch die Sprache des Herzens, wie der übliche Terminus lautet. Aber die deutschen Behörden verstanden damals die Atmosphäre zu entgiften, indem sie es diesen Zweisprachigen sogar leicht machten, ihre Kinder in die polnische Schule zu schicken.

Es ist mir eine angenehme Erinnerung, daß mein Vater und ich, die wir als Verleger mit den deutschen Kultus-Behörden zusammenarbeiteten, einer weisen Politik dienten. Wie so oft führte die Beschäftigung mit akuten Problemen zur Wissenschaft als Selbstzweck. Sie führte die Behörden zur Pflege der Ost-Europa-Kunde, und mit ihnen uns als Verleger. Zweisprachige, die Deutsch und Polnisch konnten, bahnten Wege zum Verständnis Ost-Europas. Es ist nicht ihre Schuld, daß nach 1933 das Wissen vom Osten der Aggression dienen mußte. Ein Teil der Saat geht doch auf, wenn man z. B. von polnischer Seite hört, daß es zwischen Polen und Deutschen Verbindungen gibt, die sie von anderen Slawen und Germanen unterschieden.

Den Umschwung zur aggressiven Ost-Politik habe ich in Deutschland nicht mehr miterlebt. Da hatte ich mein eigenes Problem der Zweisprachigkeit, ein wichtiges Problem meiner neuen Heimat. Die Mehrheit der Erwachsenen in Israel sind Einwanderer; sie haben 20—30 Sprachen mitgebracht, die beiden Weltsprachen Englisch und Russisch, Deutsch, Französisch, Spanisch, Arabisch etc. Nur Chinesisch fehlt.

Diese Vielsprachigkeit schafft manchmal komische Situationen. Ich hatte kürzlich einen wichtigen Verkauf durchzuführen, natürlich in Hebräisch. Die Käufer, Vater und Sohn, berieten sich in ihrer Sprache über mein Angebot. Ich erkannte sie kaum; es war Persisch. Aber ich kannte in ihr die Zahlworte. Ich benutzte dieses geringe Wissen, als sie zum Schluß ihrer Beratung nochmals Angabe des billigsten Preises wünschten. Als sie von mir den Preis in Persisch hörten, waren sie der irrigen Meinung, ich wäre ihrer Unterhaltung gefolgt und wisse daher, daß sie bereit waren, mein Angebot anzunehmen. Das hat den Abschluß natürlich erleichtert. Hier gilt das arabische Reimwort »Eine Sprache mehr, ein Mensch mehr«.

Manche wurden hierin Meister. Der Gründer von Tel Aviv, jahrzehntelang Bürgermeister, sprach acht Sprachen. Er konnte mit seinen meisten Mitbürgern in ihren Muttersprachen reden, ebenso mit den seinerzeitigen Herren, den Türken und dann den Engländern, sowie den arabischen Nachbarn, die seine Stadt oft bedrohten. Eine Einwanderin aus England erzählt: Als er hörte, sie spräche nur Englisch, habe er sie scherzend gefragt: »Und wenn Du diese eine Sprache vergißt, bist Du doch stumm.« Heute würde kaum jemand diese Sprachbegabung für ein besonderes Aktivum bei der Wahl eines Bürgermeisters halten.

Theodor Herzl, der vor 75 Jahren den politischen Zionismus in Verhandlungen mit den Türken, mit dem deutschen Kaiser und England begründete, hat seinem Volke nicht die Kraft zugetraut, die alte hebräische Sprache als Sprache des Alltags wieder zu beleben. Obwohl ein Kind des liberalen Zeitalters, wußte er gut, was eine Fahne ist. Die Sprache ist eine Fahne. Ein Einheimischer ist, wer die Sprache kann, nicht etwa, um sich ein Stück Käse zu kaufen. Hier war alle 14 Tage ein Programm im Fernsehen: »Ich singe für mein Land«. Die Geschichte der letzten 75 Jahre im Spiegel der neuen Lieder, die gesungen wurden. Wer solch einem Programm folgt und folgen will, der gehört dazu; wer nicht, der ist noch ein Fremder.

Manche sind noch nicht Einheimische im vollen Sinne des Wortes nach 40-50 Jahren, wenn ihre Enkelkinder schon heiraten. Es scheint im allgemeinen, daß Menschen, die in ihrer Jugend gleichzeitig mehrere Sprachen in ihrer Umgebung gehört haben, sich leichter auf eine neue Sprache einstellen als Einwanderer aus einsprachigen Ländern wie die deutschen Juden.

Während spätere Einwanderer längst eingegliedert waren, sind sie jahrzehntelang als Außenseiter angesehen und verspottet worden. Man erzählt von einem Jäcken, so werden hier die deutschen Juden genannt: Während der Unruhen 1936 wurden in einem arabischen Orte jüdische Autos stets angegriffen, mit Steinen, wenn es gut ging, mit Handgranaten, wenn es schlecht ging. Einmal blieb ein Auto dort stehen; der Chauffeur hatte nicht genug Benzin mitgenommen. Der deutsche Jude sagte zu

ihm auf Hebräisch: »Du bist verantwortlich um, wegen, für unser Leben.« Selbst in der Stunde der Gefahr dachte er an die Grammatik und an die Notwendigkeit der Wahl des richtigen Ausdrucks. Natürlich leidet die Sicherheit des Sprechens darunter.

Noch heute, wenn ich auf Hebräisch sagen will: »Ich habe in der hebräischen Sprache Wurzel geschlagen«, frage ich mich, ob das nicht ein Germanismus ist; denn auch im Deutschen sagt man ja: Wurzel-Schlagen. Das Bedenken war in diesem Falle unnötig, denn Luther hatte diesen Ausdruck aus der hebräischen Bibel entlehnt. Was den Prozeß der Hebräisierung hier erleichtert, ist, daß das Resultat bekannt ist und bejaht wird. Frauen, die eingewandert sind und hier Kinder bekommen, singen ihnen Wiegenlieder auch in Hebräisch. So bekommt paradoxerweise die Zweit-Sprache auch die Funktion einer Muttersprache. Die alten Termini, die die Sprache des Brotes und die Sprache des Herzens unterscheiden, werden unverwendbar. Beide Sprachen, in denen die Mutter mit ihrem Kinde spricht, sind Sprachen des Herzens, sogar noch mehr als das Lateinische in der Geschichte von dem Gaukler, der es für seine Gebete brauchte.

Das führt uns dazu zu bedenken, daß das Hebräische durch die Jahrtausende die Sprache der Gebete der Juden geblieben ist.

Für manche, wie für mich, ist es von besonderer Bedeutung, daß mir so der Weg zur Bibel weit geöffnet ist. Es ist mir möglich, sie anders und weit besser zu verstehen, da ihre Sprache mir fast zur Muttersprache geworden ist.

So ergibt sich mir auch ein Beitrag zu zwei Perioden, in denen das Problem der Überwindung des Gegensatzes zweier Kulturen zur Diskussion stand, die frühe Berührung Europas mit Palästina. In der Zeit der Richter und Davids und Goliaths kamen Menschen in den Orient aus der Welt, die wir praehellenisch nennen. Sie haben viel und gründlich zerstört, Städte wie Ugarit an der syrischen Küste, deren literarische Kultur jetzt erschlossen wird. Von den besiegten Phöniziern hätten sogar unsere heutigen Biologen und Chemiker die Bedeutung

der Blitze für das Werden des Lebens auf Erden lernen können, die heute Allgemeingut zu sein scheint.

Die Sieger, die Philister oder Palästiner, wie es griechisch heißt, leben in der Geschichte bei Juden, Christen und ebenso in der arabisch-islamischen Tradition nur als Zerstörer fort. Aber sie waren auch die Vorposten der griechischen Welt. In den Berichten der Bibel über sie finden wir Worte, die wie Homer-Zitate wirken oder, genauer, wie Zitate aus den Erzählungen, auf denen Homer fußt. Es fehlten aber die zweisprachigen Übersetzer von Rang.

In den folgenden 700 Jahren waren die Berührungen zwischen Griechenland-Europa und der syrisch-palästinensischen Küste meist nicht tiefgehend. Aber wir wissen von einer Tat von welthistorischer Bedeutung und ihrem Träger. Die Griechen nannten den Mann, der ihnen (und mittelbar ganz Europa) das Alphabet brachte, Kadmos, d. h. der Osten in Phöniko-Hebräisch. Es wäre leicht zu verstehen gewesen, wenn sie ihn den Ostler in ihrer eigenen Sprache so genannt hätten. Aber sie nannten den Lehrer so in seiner eigenen Sprache, nicht der ihren, obwohl er Ostler doch erst wurde, als er im Westen war, nicht in seiner Heimat. So kompliziert die Situation ist, sie spiegelt die Lage des Mannes wider, der zwischen zwei Kulturen und Sprachen stand.

Als dann durch Alexander den Großen, der Orient ein Teil des griechischen Reiches wurde, war die geistige Klust groß wie je. Das griechische Wort: »Der Mensch ist das Maß aller Dinge« hatte zum Extrem geführt. Menschen-Könige formten die Welt nach ihrem Willen, ohne Tradition und ohne Hemmung, und verlangten göttliche Verehrung. Aber das Resultat war, daß jetzt Männer orientalischer Herkunst griechisch schrieben, und manchmal schimmert das orientalische Substrat noch in ihrer Sprache durch. Der Phönizier Zeno, der Sohn des Menasse (der Name beweist noch nicht, daß er Jude war) gründete die Stoa, und durch seine Schule ist vieles gegangen, was von Griechischem nach Rom und West-Europa gekommen ist. Der Jude Philo erklärte den Griechen das Judentum und

den Juden das Griechische, als den Typus, bei dem sich Künstler und Weiser verbinden. Der Christ Paulus wollte »den Griechen ein Grieche« sein und »den Juden ein Jude«. Wir brauchen nicht die Bedeutung der Synthese von damals für das Werden des Abendlandes darzustellen, ebensowenig, daß diese Synthese für ihre Schöpfer noch keine eindeutige Harmonie bedeutet hat.

Auch im Israel von heute haben erst die im Lande Geborenen wieder die Harmonie von Sprecher und Sprache gefunden. Die Zwischengeneration (im Hebräischen würde ich sagen: das Geschlecht der vierzig Jahre in der Wüste) hat einen hohen Preis zu zahlen. Ich bin – geistig gesehen – noch leidlich fortgekommen. Ich habe nur meinen Beruf verloren, denn Verleger soll man nur in einer Sprache sein, in dem man auch Lektor sein kann. Für die Schaffenden ist es schlimmer.

Bialik, ein bekannter hebräischer Dichter und Erforscher der hebräischen Sprache, hat einmal gesagt: »Hebräisch redet man, Jiddisch (seine Muttersprache) redet sich (von selbst)«. Viele Schaffende blieben zwischen ihrer Muttersprache und der Sprache ihrer neuen Heimat auf der Strecke. Sie blieben »stumm«, wie die Slawen die Deutschen nennen (denn Nemci bedeutet ja stumm). Sie konnten nicht »sagen was« sie meinten, wie es nach dem Schluß von Goethes Tasso die Aufgabe des Dichters ist.

Aber auch für den Nicht-Dichter ist die Geborgenheit in der Muttersprache etwas Großes, »die für dich dichtet und denkt«, wie es Grillparzer ausgedrückt hat. Selbst wenn sich in ihr einmal ›Fehler« durchsetzen, gibt sie den ›Fehlern« einen Sinn. In der Fortentwicklung wird die Harmonie wieder hergestellt. In der Muttersprache gilt das Goethesche Ur-Wort »Dir kannst Du nicht entfliehen«. Im Neuen kehrt Altes, gewandelt, wieder. Diese Betrachtung der Sprache erscheint Ihnen vielleicht als Mystik, schlesische Mystik. Und doch läßt sich Sprache-Geschichte kaum anders schreiben.

Aus der problematischen Situation des Zweisprachlichen muß der Einzelne versuchen, seinen produktiven Ausweg zu finden. Für mich, um wieder auf die Geschichte vom Gaukler und seinen Bällen zurückzukommen, sind die Bälle, mit deren Hilfe ich hoffe, zu einem sinnvollen Tun zu kommen, gerade die Bälle der Grammatik. Die Grammatik, die ich in Deutschland gelernt habe, hilft mir in der alt-neuen Sprache beim Verständnis der Bibel an Punkten, wo gerade dem Grammatiker das Tor zum Verständnis offen steht. So konnte ich hier meinen Beitrag leisten und hoffe, es wird mir weiter gelingen.

Aber die eigenen Erfahrungen hier helfen noch weiter. Daß Mütter hier gegenüber dem Kind manchmal zweier Sprachen benutzen, schaft gewiß Probleme, und es ist gut, daß diese Erscheinung auf die Generation der Einwanderer beschränkt bleibt. Aber diese Erscheinung erleichtert uns das Verständnis für die Existenz der verschiedenen Sprachen in aller Welt. Sie sind verschieden, aber gleichwertig. Jede hat Bereiche, in denen sie die Wirklichkeit besser darstellt. Der Deutsche drückt die Zukunft als Wandelung der Gegenwart aus: Die Blume wird blühen. Er kann nicht verstehen, warum der Romane (auch der Engländer) sagt: Das Haus ist gebaut, obwohl es doch erst zu einem Gebauten wird. Ebenso findet der Romane im Deutschen Formulierungen, die ihm nicht adäquat erscheinen.

Der Deutsche betont das Dynamische, der Romane das Statische. Das Dynamische erscheint als Erbe des Deutschen seit der Gotik, ein wertvolles Erbe, aber vielleicht manchmal auch eine Gefahr.

Die Zweisprachigkeit deutet im allgemeinen darauf hin, daß der Mensch einen komplizierten Weg gegangen ist, oft mehr als andere Auswanderer. Er hat viel Schönes erlebt, aber auch viel Schweres; aber die klare Linie, die Goethe in den orphischen Urworten betont, ist oft verhüllt. So ist für ihn die Beschäftigung mit seinen zwei Sprachen tröstlich. Bei ihnen findet er im Wandel Sinn. So hofft er, daß auch für unser Leben und Tun Goethes Wort gilt: daß »wir wollten, weil wir eben sollten, und vor dem Willen bleibt die Willkür stille«.